

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Dienstag, 4. Oktober

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



Schluß.

(Nachdruck verboten).

Grannee machte ein wissendes Gesicht — und Henry Clifford schaute verlegen zur Seite.

Wahrhaftig, dachte er, dies scheint mir so eine Art Verlobung meiner Eltern zu sein. Ach, wie von Herzen würde er es ihnen wünschen — allen beiden — aneinander noch ein wenig von dem zu finden, was sie sich ein ganzes Leben lang nicht hatten sein können.

„Nun wird es aber für mich alte Frau zu kalt, Kinder — und ich muß zur Ruhe. Denn morgen gibt es noch viel zu hören, zu sehen, zu überlegen.“

„Niß Mariner kam und nahm ihre lebenswürdige alte Herrin in Beschlag. Es mußte, wenn Grannee frisch sein sollte, alles möglichst fein und eingerichtet werden wie zu Hause.“

Brigitte lag in Fieberphantasien und redete ununterbrochen von der Herzogin Sibylle.

„Sie ließ es fallen — bestimmt! Sie warf es hin — und ich habe es dann aufgenommen.“

Holm sah an ihrem Bett, hielt ihre brennende Hand — und achtete darauf, daß Sofia die Umschläge rechtzeitig erneuerte, damit der arme, heiße Kopf da in den weißen Kissen die notwendige Kühlung empfangen. Henry kam zuweilen herein. Gott ja — es war nicht passend. Aber nach dem, was man erlebt hatte — in der Sorge, die sie alle umring, schien es so lächerlich — und selbst ein bißchen töricht — nach dem zu schauen, was sich „pakte“. Allein Misses Stable rang die Hände ihrer puritanischen Seele. Aber auch nur so lange, bis sie erfuhr, die alte Duchesse sei in Monplaisir eingetroffen. Dann, sagte sie sich, bin ich ja aller Verantwortung enthoben.

Die junge Duchesse Ellen huschte wieder und wieder in das Krankenzimmer ihrer künftigen Schwiegertochter.

Sie hatte es sich schlimmer gedacht, das Altwerden. Fast empfand sie Brigitte wie die lebenslang ersehnte — vom Schicksal nie gewährte Schwester. Und sie legte wohl eigenhändig behutsam und mit stillem Lächeln die Kompressen zurecht.

„Das habe ich“, sagte sie flüsternd zu Holm, „sonst noch für niemand getan — nicht einmal für Henry, als er noch klein und zuweilen fiebrig war.“

Holm schüttelte mißbilligend den Kopf.

Das — erklärt manches, dachte er mitteilidig. Grannee suchte ihr fieberndes Schwiegererkelbstochterchen auf, sobald sie am anderen Morgen einigermaßen erholt und ausgeruht war. Sie hörte die angstvollen Phantasien der Kranken eine Weile mit an, strich ihr mit

linder Hand über die aschblonden, wirren Locken und freute sich, daß diese Berührung beruhigend zu wirken schien.

„Mutter!“ flüsterte Brigitte dankbar. „Mutter!“

„Und das also ist das geheimnisvolle Zimmer?“

Die alte Duchesse ließ sich auf dem Ruhebett gegenüber dem Bild der unliebenswürdigen Sibylle nieder und sah sich forschend um.

„Jim, wo — zeigen Sie das mal — hat Fräulein Holm die Urkunde gefunden?“

„Nutmachtlich hier!“

Er wies auf den Platz genau zu Füßen des Gemäldes.

„Nun untersuchen Sie mal die Wand des Schreibsekretärs ganz genau. Wir müssen das Geheimfach entdecken. Sonst — diese jungen Menschen sind zu leicht zu beeindrucken. Mein Enkel soll keine Frau bekommen, die mehr oder weniger an Spuk und solchen Krimstrams glaubt.“

„Oh — wenn das gnädige Fräulein erst wieder gesund ist —“, erlaubte sich Jim. „Die hat vor keinem Teufel Angst. Die hat nicht mal den Herrn Herzog gefürchtet.“

„Einerlei! Ich will selber wissen, woher das Dokument gekommen ist. Und vor allem, wie dieser Schreibschrank gebaut ist — so etwas interessiert mich nun mal“, verhillte Grannee ihre pädagogischen Absichten.

Und sich forschend umsehend:

„Jim, dies Geläß ist schmaler als die Bibliothek — der Turm aber ist noch etwas breiter als die. Die Dame Sibylle hat sicher nicht den ganzen Turm nur um dieses einen Zimmers willen errichten lassen. Dazu war sie viel zu geizig. Ich wette, es gibt noch einen anderen Raum, im Erdgeschoß. Und von hier aus führt eine Treppe zu ihm hinunter.“

„Oh, Eure Herrlichkeit“, wehrte Jim bescheiden überlegen. „Das glaube ich nicht.“

„Ich aber weiß es! Seht! Er sich einmal das Porträt an! Bemerkte Er nichts?“

Und auf Jims dumm und verdutzt fragendes Gesicht hin:

„Na — denn drück Er mal auf den Knopf, der sich rechts am Bilderrahmen befindet.“

Jim gehorchte.

Das Bild drehte sich in seinen Angeln. Es verdeckte — bewachte eine Tür, hinter der eine nicht allzu schmale, doch sehr steile Treppe sichtbar wurde.

„Sehen Sie, mein lieber Jim! Und nun rufen Sie den Herzog oder den Lord. Es muß schon einer der beiden sein, der zuerst hinabsteigt.“

Goyle und Rudyard erschienen beide.

„Natürlich, ich alte Frau muß erst kommen, um euch auf die letzten Geheimnisse aufmerksam zu machen! Nun schaut einmal nach, was da unten los ist.“

„Was soll es noch geben, Mutter? Das Dokument ist gefunden!“ wehrte Goyle. Aber Henry Clifford stieg bereits die Steintrufen herunter.

Er fand nichts als einen leeren Raum. Gewisse Spuren aber deuteten darauf hin, daß die Jungfer Sibylle hier ihr Schlafgemach gehabt habe.

Die alte Duchesse nickte.

„Das hab' ich mir gedacht. Hier im Turm hat sie sich und ihr böses Gewissen versteckt. Und da sie leidenschaftliche Einsiedlerin war — und nach ihr das Schloß Jahrzehnte unbewohnt blieb, wurde es möglich, daß man diese Räume und ihren Inhalt — vor allem aber den Zugang zu ihnen — völlig vergaß. Seltsam — seltsam ist es, wie dieses Kind — dieses fremde und uns doch verwandte Kind — die Spuren der alten Zeiten gefunden.“

Und die Greisin legte die Hand über die Augen und blieb eine Weile in stummem Sinnen versunken.

Vater und Sohn sahen sich an.

Leise verließen sie das Zimmer.

Sie verstanden recht gut: die alte Dame wollte allein sein.

Nur Jim blieb bei ihr — der Diener, die Unpersönlichkeit in Livree — auftragsgemäß nach dem Geheimfach suchend.

Aber erst ein paar Tage später entdeckte Henry Clifford den engen Spalt, aus dem das Dokument herausgefallen war und hinter dem das flache, verborgene Fach lag, das die Dame Sibylle scheinbar nie gefunden. Der Mechanismus schien indessen zerbrochen oder abgenutzt. Das Fach ließ sich nicht wieder schließen.

„Wahrscheinlich ein Symbol“, philosophierte Ellen. „Es soll keine Geheimnisse mehr im Hause Goyle — oder Arles — geben.“

„Weißt du“, sagte Holm zu seiner Tochter, „nun laß aber dies nervöse Sprechen, als ob du — jetzt, wo du fieberfrei bist — an solch mysteriösen Unsinn glauben könntest. Wir leben nämlich im zwanzigsten Jahrhundert — und ein Sportmädchen, wie du...“

Brigitte zog zwar noch ein etwas nachdenkliches Gesicht. Aber in dem Maße, wie die Folgen des leichten gastrischen Fiebers schwanden, lösten sich auch ihre Beziehungen zu dem Reich der Geister. Sie bekehrte sich wieder zu der rationalistischen Auffassung der Dinge und lächelte heimlich über ihre nervösen Vorstellungen.

Die übernatürlichen Mächte haben es heute schwer.

Niemand glaubt ihnen, wenn sie einmal Bemühungen machen, sich zu offenbaren.

Man korrigiert alle ihre Maßnahmen und weiß über sie besser Bescheid als sie selber.

Ellen Goyle hatte dafür gesorgt, daß ihr zukünftiges Schwiegertöchterchen noch einige reizende Toiletten aus Hydres — erst mal aus Hydres, bald wollte sie sie in Paris noch besser versorgen — kommen ließ.

Nach fünf Tagen war Brigitte bereits wieder so weit genesen, daß sie im Familienkreise erscheinen durfte. Jim fragte sie auf die Veranda — in der entzückenden neuen Matinee, das ihr Ellen zu diesem Zweck noch extra besorgt hatte — und sie hielt Cercle.

Der Herzog brachte ihr ein paar herrliche Orchideen — die Herzogin Rosen — Holm eine wunderfeine Goldkette, die er in der alten Palmenstadt in einem entlegenen Laden zufällig entdeckt hatte — die alte Herzogin breitete einen kostbaren Spitzenchal über ihre Knie:

„Der gehört dir, liebes Kind!“

Nur Henry stand verlegen beiseite.

Auch er hatte ein Geschenk in der Tasche.

Aber er wußte nicht, ob er es überreichen durfte.

Es war ein Geschenk von einer gewissen symbolischen Bedeutung —

Man hielt es im Kreise der Anwesenden für selbstverständlich, daß er über kurz oder lang dem jungen Mädchen diese Gabe überreichen würde — aber man nahm es so in Beschlag, daß er noch keine Gelegenheit gefunden, es ihr anzubieten.

Strahlend dankte sie allen für alles — drückte und streichelte Hände und Wangen — und sah auch ihm voll glücklichen Vertrauens immer und immer wieder in die geduldig wartenden Augen.

Mitten in diese Situation trat Jim und machte dem Herzog diskret eine Meldung.

Dessen Gesicht wurde lang, und in seine Wangen trat eine helle Röte.

„Die Windermeres“, sagte er bekümmert, mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit, der ihn merkwürdig jung erscheinen ließ.

Brigitte jubelte auf.

„Emily! Emily! Welche Freude!! Endlich, endlich darf ich sie wiedersehen.“

„Führe also die Herrschaften herein“, gebot Goyle.

Man ließ die Kinder draußen warten.

Der Lord und seine Gattin betraten allein wenige Augenblicke später die Veranda.

Windermere und Goyle begrüßten sich mit gehaltener Höflichkeit und gemessener Kälte — so schnell konnte man nicht vergessen. Emily aber sah nur Brigitte — umjing sie mit liebevollen Armen.

„Gitta, Gitta...“

Ein paar Tränen flossen.

Weiche Lippen suchten und fanden sich.

„Du bist krank, Gitta — krank? Doch nicht so schlimm, daß man nicht — gratulieren darf?“ Und sich umwendend: „Wo ist denn der junge, glückliche Bräutigam?“

„Oh, Mladny“, stammelte Henry, „es ist alles ganz anders gekommen, als wir damals erwarteten.“

„Anders? Gitta — du hast doch diesem reizenden Jungen nicht deine Hand verweigert?“

Brigitte sah Henry an.

Sie lächelten sich in die Augen und hatten sich verstanden.

„Er hat mich ja gar nicht darum gebeten!“ sagte Brigitte schelmisch. „Seit ich ihn zum Herzog von Arles gemacht habe, ist er hochmütig geworden!“

Aber Henry nahm entschlossen ihre linke Hand — die rechte hielt Emily voller Zärtlichkeit — und schob einen wundervollen, blinkenden Ring an ihren Finger.

„Ich trage ihn seit Tagen in der Tasche — aber erst warst du spurlos verschwunden — dann von deinen Geistern reißlos in Anspruch genommen — endlich krank und nicht vernunftgemäß. Wirklich, Gitta, ich bin der Lady Windermere sehr dankbar, daß sie mir Gelegenheit verschafft, mich zu erklären.“

„So?“ sagte Brigitte. „Aber warum fragst du mich gar nicht? Du nimmst ganz ohne weiteres an, daß ich dich will!“

„Liebste Brigitte“, mischte sich Goyle ein, der bis jetzt ein Privatgespräch mit dem Lord geführt, das mit einem herzlichen Shakehands verlief, „du mußt uns den Gefallen tun, ihn zu heiraten, und zwar sobald wie möglich. Denn auf andere Weise bist du nicht zur Herzogin von Arles zu machen. Und wer hätte einen größeren Anspruch auf diesen Titel als du? Durch Angst — an der ich mich leider schuldig bekennen muß — durch Hunger und Tapferkeit in allen Lebenslagen hast du ihn dir erworben. Und vor allem — als Brigitte Holm darfst du nicht wieder in Erscheinung treten. Die Zeitungen waren zu voll von dir — Polizei und Militär haben nach dir gesucht — man nannte deinen Fall die Sensation im Süden. Man ahnt zu viel — und weiß zu wenig. Oder auch umgekehrt. Jedenfalls — die Phantasie der Menschen fände unerhört viel Nahrung — und dein armer alter Schwiegervater stünde noch blamiert da, als er es verdient. Machen wir eine romantische und fröhliche Heiratsangelegenheit daraus — dann geht alles glatt und zur Zufriedenheit der Beteiligten und — Unbeteiligten aus.“

„Und Vater?“ fragte Brigitte, mit einem suchenden Blick in das gute Gesicht des alten Senators.

Henry und ich waren uns schon früher einig als ihr beiden.“

„Dann — also . . .“, machte Brigitte schelmisch — und schmiegte sich errötend in die Arme der Lady Windermere.

Henry sah es ohne Eifersucht.

Sie waren jung, und die Zukunft ließ ihnen Zeit zu vielem.

Aber dann kamen die Kinder Windermere — und Brigitte wurde von ihnen unbarmherzig requiriert.

Als beim Diner — kurze Zeit nachher — der Herzog den Plan äußerte, Brigitte Schloß Monplaisir zur Morgengabe überschreiben zu lassen, fügte er hinzu: „Denn nirgends kann man so glücklich sein, als da, wo man gelitten.“

„Meinst du?“ fragte Ellen, mit halbem Lächeln zu ihrem Gatten aufsehend.

Der schaute erstaunt in das liebevolle Gesicht seiner Frau — es war tatsächlich das erste Mal in ihrem Leben, daß sie mit ihm zu flirten geruhte.

Auch Graf Albert hatte es bemerkt.

„Sie wird alt, die schöne Ellen — wahrhaftig; sie beginnt, sich mit der Verehrung ihres Gemahls zu begnügen.“

Er beschloß, nach Paris abzureisen.

Man simpelte sowieso ein bißchen zu viel Familie in dem erlauchten Kreise.

Holm aber sprach bedenklich zu der älteren Herzogin:

„Was diese Dame Sibylle betrifft, die im Kopf meiner Tochter — wenn auch wohl nicht im Schloß spukt . . .“

Aber die alte Dame unterbrach ihn:

„Haben Sie keine Sorge! Die tapfere junge Deutsche wird mit ihr fertig werden.“

✱

Acht Tage später — Henry und Brigitte waren in aller Stille getraut worden — und in den Prunkgemächern des Schlosses zur Ruhe gegangen —, fühlte sich Brigitte, kaum einschlummert, leicht am Arm berührt. Sie gewahrte aufblickend, im Dunkel, jenes zierliche Männchen, das sich ihr als Herzog von Arles in der geheimnisvollsten Nacht ihres Lebens vorzustellen geruht hatte.

„Madame“, sagte er, sich ehrerbietig vorneigend. „Gestatten Sie mir, Ihnen meine verbindlichsten Glückwünsche auszusprechen. Zugleich den Dant unseres Geschlechts. Es ist entzückt, und ich beuge mich zur Ruhe . . .“

„Und — Sibylle?“ fragte Brigitte traumbevangen.

„Oh! — von der fürchten Sie nichts mehr. Die ist mir soeben begegnet — bereit, auszugehen. Sie hat nie Kinder ausstehen können — und fürchtet, es möchte auf Schloß Monplaisir Kindergeschrei laut werden . . . Allzulange wird es ja auch nicht dauern, daß ein weiterer Herzog von Arles hier seinen Einzug hält . . .“

„Herr Better“, unterbrach ihn Brigitte, „legen Sie sich schlafen. Sie sind ein alter Herr — Nachtlust ist Ihnen schädlich. Und es ist für die Verwandtschaft nicht allzu angenehm, wenn Sie überall nach dem Rechten sehen . . . Man ist auf diese Weise niemals unter sich . . .“

Er verneigte sich noch einmal mit ernster Grandezza.

„Ich gehe. — Leben Sie wohl, reizende Brigitte . . .“

Er winkte mit seiner schmalen Hand — und verschwand.

Brigitte aber schmiegte ihren Kopf an die Schulter ihres jungen Gatten.

„Henry! Noch nie habe ich so seltsam geträumt, wie hier auf Schloß Monplaisir.“

Henry Clifford streichelte beruhigend ihre heißen Backen.

„Hab' noch ein paar Tage Geduld, Gitta — dann fahren wir nach Paris und London — und aus den seltsamen Träumen auf Schloß Monplaisir wächst ein herrliches Leben in der großen, schönen, glänzenden und modernen Welt . . .“

— Ende! —

Der Herrgott von Bentheim.

Von Lisa Matthias.

Wir hielten in Rheine unweit der seltsamen Kirche, die sich ein Baumeister der neunziger Jahre aus seinen sämtlichen architektonisch-historischen Wunschträumen zusammengebaut hatte. Wir hielten erstens überhaupt und zweitens Rat. Ob wir erst nach Utrecht fahren, oder gleich nach Amsterdam? Ob wir in Amsterdam übernachten sollten oder in Hilversum? Wir konnten uns nicht einigen, aber das brauchte ja schließlich erst in Hengelo entschieden zu werden, wo der Weg sich teilte . . .

Sedenfalls sind wir um zwei an der holländischen Grenze, sagte die Fahrerin und spuckte den letzten Kirschenkern in die mehr und mehr anwachsenden Regenpfützen. Der Regen brauste aufs Allwetterverdeck. Wir fuhrten weiter. Es war ein wenig schwer, aus Rheine herauszufinden. Die Städte mögen es nicht gern, daß man sie verläßt. Auch Deutschland liebt das nicht. Es erschwert die Ausreise durch schauerhafte Straßen. Immer schlechtere, je mehr man sich der Grenze nähert. Der Erfolg ist umgekehrt: die Straßen erleichtern den Abschied.

Unser braves „Vottchen“ klapperte erbärmlich. „Es hat nicht genug Öl“, bemerkte die Fahrerin. Ich schwieg, denn ich bin gänzlich autodämlisch. Die dritte wagte nichts zu sagen, sie kann zwar fahren, hat aber noch keinen Führerschein, sie ist erst siebzehn. „Vottchen“ quietschte wie eine Kage, die man am Schwanz zieht — und unterirdisch rollte es wie ein Schiff auf sturmgepeitschter See. „Ich glaube, ich loofe“, zitierte die Fahrerin und erzählte die Geschichte vom Sackhen, dem in Konstantinopel die Sänfte durchbricht, worauf er den Kuli mit obigen Worten sanft auf das Malheur aufmerksam macht. „Kulis sind China“, sagte ich. „Es geht doch nichts über die gute Halbbildung“, meinte sie giftig, und unser Vottchen klapperte beständig.

Der Regen hatte aufgehört, wir fuhrten durch schönen grünen Wald, nein, wir hielten in schönem, grünem Wald, weil nun bald die Grenze kam und wir uns für die Zöllner noch einmal schnell die Lippen färben wollten. Und da geschah es.

Die Fahrerin drückte auf den Anlasser, der Motor sprang an, der Motor lief, aber das Vottchen stand und rührte sich nimmer. Das muntere Spiel wurde dreimal mit wachsender akustischer Verstärkung wiederholt, dann nahmen wir an, daß etwas kaputt sei. Die Fahrerin sagte: „Ich habe ja schon lange gesagt, ich glaube, ich laufe — ich habe euch wenigstens darauf vorbereitet“. Also stürzten wir uns auf den nächsten vorbeifahrenden Autofahrer. Wir winkten, wir lächelten. Er hielt und ließ sich den Fall beschreiben. Er warf einen verächtlichen Blick auf unser braves Vottchen und sprach lakonisch „Kardanwelle gebrochen“. Alle Gegenvorschläge lehnte er ab. Es sollte unbedingt eine teure und schwierige Reparatur werden, ihm sei neulich das gleiche passiert, und der Monteur in Bentheim, der könne es. Er lud mich in seine klappernde Limousine, die beiden Damen machten es sich derweile im Grünen bequem. Der hellblonde Monteur in Bentheim, des Falles belehrt, schwang rostige Ketten, die aussahen wie vom nächsten Burgverlies geklaut. „Is da jemand, der fahren kann?“, erkundigte er sich, denn er nahm wohl an, daß das Vottchen allein im Nebel seinen Weg von Berlin bis Bentheim gefunden hatte.

Es wurde in Ketten gelegt und abgeschleppt, und wir sangen einen Kanon dazu: Der Kardan ist los!

Es war dann allerdings nicht „der Kardan“, sondern bloß die Achswelle, und die wuchs nur in Holland. Um sieben Uhr abends könne der Monteur bestenfalls zurück sein, „die Grenze dauert so lange“ (bei uns hat sie am nächsten Tag für drei Menschen und dreizehn Stück Gepäck mit Auto genau vier Minuten gedauert), und wir sollten nur den Mut nicht sinken lassen, sondern uns Bentheim ansehen. „Bentheim — Bentheim?“ sagte die Fahrerin nachdenklich, „da ist doch irgendwas mit der Königin von Holland — und dann gibts doch auch einen Fluch . . . einen Fluch — wie heißt das doch noch. Himmelherrgott . . .“

„Von Bentheim, meinen Sie, Fräulein“, half der blonde Monteur aus, und da wußten wir es denn. Wir haben es hundertmal gesagt und geglaubt, es sei ein Fluch, und wir haben nie gewußt, wo er herkommt. Dabei ist es ein Ausruf, der Segen bringen soll. Hier war dies geheimnisvolle Bentheim, hier gab es den Herrgott zu sehen.

Neunundvierzig Wochen im Jahr kann ihn jeder besichtigen, der des Weges kommt, nur die drei Wochen, die der Fürst zu Besuch in seinem Schloß verbringt, erteilt der Herrgott keinen Segen, dann ist der Schloßhof gesperrt. Wir hatten Glück und durften besichtigen. Es geht eine hügelige Straße entlang, zum Fuße eines wunderbar hoch und be-

herrschend auf Felsen gebauten Schlosses — Ruissael hat es 1637 gemalt —, nach einer steilen Auffahrt durch das wappengeschmückte Tor in einen Vorhof, und durch ein zweites Tor in den zweiten, den Haupthof des Schlosses. Und dort steht er, vergangen im Schatten uralter Kastanien, ein rohes Steinbild des Erlösers, der mit eingeknickten Armen, wie man das fast nirgends sieht, am Steinkreuz hängt. An tausend Jahre soll das Bild schon am Heerweg der Kreuzfahrer gestanden haben, ehe es vor anderthalb Jahrhunderten in einem Ader aufgefunden und 1868 in den Schloßhof des Fürsten zu Bentheim gebracht wurde. Es ist keine „fertige“ Arbeit, es sieht aus, als habe ein Einsiedler, ein Bauer, es sich aus verzweifelter Inbrunst aus dem Stein erzwungen.

Wir wurden ziemlich still, als wir den Herrgott von Bentheim betrachteten, und wir blieben durchaus sanft, als der Monteur uns mitteilte, daß wir erst am nächsten Tage das Auto wiederbekommen könnten. Wir waren mit allem einverstanden, denn wir fanden Bentheim sehr schön.

Wir gingen zum Bad hinunter, wo zwei, drei, hübsch gelegene Bade- und Logierhäuser um einen Müstpavillon, Tennisplatz und Schwanenteich liegen, in einem jener alten, herrlichen Kurparks, die ohne Grenzen in endlosen Wald übergehen.

Außerhalb, nahe der Bahn, ein sauberer Gasthof mit fließendem Wasser, das sich jetzt fast überall auch in Deutschland durchgesetzt hat, und mit Portionen, die schon für holländische Mägen berechnet sind.

Es war wie immer, wenn man die Großstadt verlassen hat und in den Hafen der Abseitigkeit eingelaufen ist: wir wollten nicht mehr weg. Wozu auch? Hier war es wahrhaft schön und friedlich, wenigstens für den, der von draußen kam. Wir dankten dem Herrgott von Bentheim vielmals für den Achswellenbruch. Am anderen Morgen stand das Pottchen frisch gefüllt vor der Tür. Als bald kam uns zum Bewußtsein, daß wir ja ein Ziel hatten, ein Tagesziel und ein Reiseziel, zweihundert Kilometer weiter westwärts. Da baten wir den Herrgott von Bentheim um seinen Reise Segen und fuhren davon.

Gäste zu Tisch.

Von Bernhard Böwi.

Ein amerikanischer Globetrotter, Mr. Lawrence Colman, machte eine Weltreise. Im Laufe von zwanzig Jahren besuchte er alle Länder der Welt, um die Gastfreundschaft der Nationen zu studieren, und in seinem Tagebuch finden sich darüber interessante Bemerkungen:

Der Chinese sagt zu seinem Diener: „Ich sehe einen Fremden sich meinem Hause nähern, wer es ist, weiß ich nicht, möglicherweise ein Gast. Auf alle Fälle eilen Sie ihm mit einer Tasse Tee entgegen!“

Der Österreicher: „Na, endlich kocht der Kaffee. Schade, daß Sie nicht gestern bei uns waren. Wir hatten zum Kaffee einen tadellosen Gugelhupf mit Mandeln und Rosinen!“

Der Franzose: „Monsieur! Sind Sie noch immer nicht mit der Vorspeise fertig? Bitte beellen Sie sich etwas, wir möchten schon gern den dritten Gang servieren lassen!“

Der Engländer (telefonisch): „Kommen Sie heute abend zu uns? Pudding haben wir genügend, aber wenn Sie unterwies ein Stückchen kaltes Roastbeef, etwas Käse und Obst finden sollten, wir haben nämlich vergessen einzukaufen!“

Der Spanier: „Essen Sie nicht zuviel von dem gebratenen Spanferkel! Lassen Sie noch Platz für einen Schluck Wein und für eine Tasse schwarzen Kaffee!“

Der Mohammedaner: „Ich kann Ihnen leider nur Lammfleisch mit Reis anbieten. Sorbet, Feigen und Orangen habe ich leider nicht. Aber das macht ja schließlich nichts, im Jenseits können wir genug davon essen.“

Der Tscheche: „Wir wollen lieber erst ein Stück spazieren gehen, um uns Appetit zu machen, denn es gibt heute sehr gute Pflaumenknödel, so groß wie meine Faust, und Sie müssen wenigstens sechzehn Stück davon essen.“

Der Ungar (beim letzten Gang): „Aber Sie essen ja gar nichts, bis jetzt haben Sie nur zwei Teller Bohnensuppe, nicht einmal drei Schweinefleisch und nur zehn Apfelsinendel verzehrt. Schmeckt es Ihnen bei uns nicht?“ (Zur Aufwartung: „Käse, bringen Sie dem Herrn die kalte Gans!“) Zum Gast: „Und wenn Sie jetzt das nicht aufessen werden, können Sie von mir zum Dessert zwei anständige Ohrfeigen bekommen!“

Der Deutsche (zum unerwarteten Gast): „Haben Sie schon Abendbrot gegessen?“ Und auf diese freundliche Frage

antworten die meisten Gäste mit knurrendem Magen: „Aber ja, danke bestens!“

Der Neger (auf einer Kokospalme): „Komm herauf, hier sind die schönsten und reifsten Früchte.“

Der Sowjetrusse (in Moskau): „Genosse, haben Sie Ihre Fleisch- und Brotkarte bei sich? Dann nehmen Sie bitte Platz. Sie werden gleich ein gutes Schnitzmesser bekommen.“

Der Schotte: „Wollen Sie hierbleiben, während wir unser Mittagessen einnehmen, oder werden Sie besser später wiederkommen?“

Der Amerikaner: „Nächstens kommen Sie bitte nach dem Mittagessen zu uns. Ich habe eine fabelhafte Neuigkeit für Sie. Einen automatischen Zahnschmerzmittel-Erfindung!“

Wußten Sie das schon?

Es war in den letzten Jahren zu beobachten, daß die Hausfliege im Abnehmen begriffen ist. Das wird darauf zurückgeführt, daß sie am besten da gedeiht, wo Pferde leben und wo Kehricht umherliegt. Die Autos also verdrängen nicht nur die Pferde, sondern auch die Fliegen, und die hygienischen Methoden der Müllabfuhr tun das ihre, diese sommerlichen Störenfriede fernzuhalten.

Alein in den Vereinigten Staaten vernichten die weißen Ameisen, die Termiten, Werte im Betrage von etwa 200 Millionen Mark jährlich. Es werden deshalb dauernd Versuche angestellt, um den Kampf gegen diese Schädlinge aufzunehmen. An vielen Orten geht man gegen die Ameisen vor, in dem man Stämme von Baumstämmen aufrecht in den Boden einrammt, der von Termiten wimmelt. Die Baumstämme sind mit verschiedenen Chemikalien präpariert. Indem man nun beobachtet, welche dieser Stämme von den Termiten angegriffen werden und welche nicht, kann man feststellen, welche Präparate als Schutz des Holzes am geeignetsten sind. Bisher macht es den Eindruck, als ob Kreosot und Chlorzink als Schutzmittel an erster Stelle stehen.

Steine als Geld werden auf einer der Karolineninseln, der Insel Yap, benutzt. Dieses Tauschmittel wurden schon vor Jahrhunderten dort in Gebrauch genommen. Die Insel nämlich besteht aus Basalt und Korallenklippen. Als Eingeborene in ihren gebrechlichen Kanus auf Inseln kamen, die aus Granit bestanden, sahen sie dieses ihnen fremde Gestein als etwas sehr Kostbares an und nahmen mit Lebensgefahr große Mengen davon mit heim nach Yap. Da jeder Eingeborene den Wunsch hatte, solche Steine zu besitzen, wurden sie mit der Zeit zum Tauschmittel, also zum Geld in unserem Sinne. Da mehr Steine gebraucht wurden, mußten sich weitere Expeditionen hinauswagen, um das kostbare Gestein zu holen. Bei diesen Zügen aber gingen viele Menschenleben verloren. Heute gibt es Münzgeld auf der Insel, das aber von den Eingeborenen wenig benutzt wird.

In den Londoner Archiven findet sich aus dem Jahre 1580 ein Erlass der Königin Elisabeth, in dem sie die weitere Errichtung von Häusern in London verbietet, da die Stadt zu groß würde.

Auf Madagaskar ist der sogenannt spinnende Baum der Reisenden* heimisch, eine palmen- oder bananenähnliche Pflanze, deren große Blätter fächerförmig geordnet sind. Der Baum kommt nur auf feuchtem Boden vor. In seinen riesigen Blattscheiden speichert er einen erfrischenden Saft auf, der manchem erschöpften Wanderer ein Labetrunk gewesen ist. Die Blätter des Baumes werden auf Madagaskar zum Decken der Hütten benutzt, außerdem zur Herstellung von Gefäßen. Zusammengefastete Teile des Blattes dienen als Löffel. Die Bäume wachsen zum Teil mit anderen Baumarten gemischt, bilden streckenweise aber auch ganze Wälder.

In der Türkei werden jetzt nur noch verheiratete Chauffeure beschäftigt. Die Behörden sind der Meinung, daß die Ehe das Verantwortungsgefühl erhöht.

Es gibt jetzt vierzig Städte in der Welt, die mehr als eine Million Einwohner haben.

Wenn die aus den Leitungsdrähten der Straßenbahnen sprühenden Funken blau sind, wird es gutes Wetter; sind sie dagegen grün oder grünlich, so hat man Regen oder schlechtes Wetter zu erwarten.